

Eine Aussprache mit Christa Wolf

Für diese Dichterlesung während der Festwoche brauchte das Institut für Deutsche Literaturgeschichte nicht zu werben, obwohl bis dahin die Erzählung, allein im „Forum“ erschienen, die meisten unserer Wissenschaftler und Studenten nicht, zumindest nicht vollständig, kannten. Aber zu viel schon hatte man über Christa Wolfs „Geteilten Himmel“ — eine vielversprechende, poessvolle Erzählung unserer neuen Belletristik — gelesen und gehört, so daß man sich hartnäckig in den großen Knäuel literaturinteressierter Universitätsangehöriger hineindrängte, die im Hörsaal 40 der alten Universität um die letzten freien Treppentufen stritten.

Als Christa Wolf einen Teil ihrer Erzählung — ein Ausschnitt aus dem Schlusskapitel — vorgelesen hatte und sich der losende Beifall langsam beruhigte, stellten einige der Schriftstellerin noch Fragen. Blenden wir kurz in das Kolloquium ein.

Welche Anregungen gab Ihnen Ihre Tätigkeit als Literaturkritikerin für Ihr literarisches Schaffen?

Es ist meiner Ansicht nach ein komplizierter Weg, wenn man als Literaturkritikerin tätig war und zu schreiben begann. Es sind mehr Hemmungen da, als wenn man auszusagen unbeschwert an das Schreiben herangeht. Ich würde das auch begrüßen, wenn Schriftsteller auch gleichseitig literaturkritisch arbeiten, und hier und da geschieht das ja auch. Trotzdem sollte man bei diesem Anliegen berücksichtigen, daß damit große subjektive Schwierigkeiten verbunden sind — und zwar nicht nur auf diese oberflächliche Art: jetzt kritisiere ich dich, dann kritisiert du mich, also laß ich es lieber. Es besteht da psychologische Hemmungen, jemand zu kritisieren, den man im Grunde sich selbst überlegen weiß, wobei einem das nicht hindert, irgendwelche Fehler und Mängel zu sehen, die dieser überlegene Kollege macht.

In Ihrer Frage klingt auch an, inwiefern die Theorie für den Schriftsteller wichtig ist. Ich finde, daß man theoretische Probleme, insbesondere die ästhetische Theorie, als Schriftsteller kennen und verarbeiten soll. Ich selbst war jedenfalls stets theoretisch und habe erfahren, daß besonders diejenigen Teile von Theorie, die sich in Briefen oder in Äußerungen großer Schriftsteller widerspiegeln, mit der meiste praktische Hilfe geben können. Ich lese immer wieder die Briefe von Gorki, in denen sehr viel Literaturtheorie steckt, oder die Bände von Becher oder Brecht's Theorie.

Welchen Einfluß hatte die Kenntnis der materiellen Produktion und des Milieus — zum Beispiel das Geschehen in der Waggonfabrik — auf Ihre Erzählung?

Ich bin nach Halle gezogen, um diese Sphäre näher kennenzulernen, als das vorher bei gelegentlichen Besuchen möglich war. Es besteht eine gewisse Milieufähigkeit in der Erzählung sowohl mit der Stadt Halle als auch mit dieser Waggonfabrik.

Das Wichtigste waren dort für mich nicht in erster Linie die Produktionsvorgänge, die ich zum Teil auch schon wieder vergessen habe. Aber etwas anderes möchte ich nicht gern vergessen und es möglichst in jeder Entwicklungsphase neu empfinden: Wie sich der wirkliche Kampf um den Sieg des Sozialismus in dieser wichtigen Sphäre abspielt und wie sich dort zeigt, daß in

haben, was für andere Menschen es schon geworden sind, obwohl sie mit ungeheuren Konflikten kämpfen und mit sehr viel Reizien aus der Vergangenheit belastet sind.

Das entscheidende Erlebnis war für mich die in den Menschen verwurzelte Realität des Sozialismus. Ich wollte in der Er-

Christa Wolf während ihres Vortrags



zählung zum Ausdruck bringen, daß Rita erfährt, der Sozialismus ist kein Phantom, ist kein Hirngespinnst einiger Leute da oben, sondern der Sozialismus ist einfach zum realen Leben von Hunderttausenden geworden, ob sie es wollen oder nicht, und inwieweit sie sich dessen bewußt sind oder nicht, das ist schon wieder eine andere Frage. Und deshalb war für mich so wertvoll, daß ich diesen Betrieb mehrere Jahre kannte und nun am Beispiel dieser Brigade diese vielen Stadien, die unendlich mühsamen Schritte, mit erlebte, mit denen sich in ihr etwas verändert, was sich dann nach außen in einer höheren Produktionsziffer ausdrückt. Für uns Schriftsteller ist es das Interessanteste, wie es dazu gekommen ist und was dieser Vorgang bedeutet. Insofern empfinde ich es auch als wertvoll, ökonomische Probleme zu studieren; ich habe mich im Betrieb intensiv mit der Seifert-Methode, mit Problemen der Normen und mit der Produktion in den einzelnen Etappen beschäftigt. Das half mir, über dem Stoff zu stehen.

Das ist eine dicke Mappe Material, die ich brauchte, um das Fazit zu ziehen: Was ist es, was auf einen jungen Menschen so einwirken könnte, daß es mit dazu beiträgt, diesen Mann nicht nach dem Westen zu folgen. Das war das, was mir den Betrieb interessant gemacht hat.

Warum ging der Manfred weg?

Verlangen Sie, daß ich Ihnen die Geschichte erzähle? Doch kurz zum Hauptgrund: Er liegt zwischen dem von ihm nicht bewältigten Widerspruch zwischen diesen beiden Lebensmöglichkeiten und in dem durch sein Leben und durch seine Umgebung in ihm angelegten Hang, einem gewissen Sog zu folgen, der ein Sog der Leere ist, was er auch weiß. Er ist ein Mensch, dem dieser Charakterzug des sich Aufgebens in einer bestimmten Situation zum Verhängnis werden kann. Das ist ein Charakterzug, den wir unbedingt erkennen müssen beim Menschen, die um uns und mit uns leben, damit wir überhaupt eine Möglichkeit finden, mit ihnen zu reden, wenn wir es ernst meinen, sie zu gewinnen.

Manfred geht nicht weg, weil er glaubt, drüben ist das gelobte Land — dazu ist er zu klug. Aber in dem Moment, wo er in eine für ihn ungerecht verlaufene Angelegenheit hineingeraten ist, kämpft er nicht weiter, und es erscheint ihm für sein eigenes Kleines Leben besser, die Jahre seines Lebens in einer gut funktionierenden Maschine zu vollbringen als in einer, über deren zeitweise Unarbeiten er selbst nicht hinwegsieht.

Welche Rolle spielt das Dabeigewesensein und die Kenntnis der Gesetzmäßigkeiten der gesellschaftlichen Entwicklung für den Schriftsteller?

Es gibt verschiedene Typen von Schriftstellern. Der eine muß einen ungeheuren Berg erleben, dem anderen genügt ein kleines Erlebnis zum Schreiben, natürlich vor einem Hintergrund an Lebenskenntnis, der immer da sein muß und aus dem er eine größere Sache entwickeln kann. Das ist also verschieden. Ich würde für das Dabeigewesensein lieber sagen Lebenskenntnis, die sich jeder auf seine Weise erwirbt.

Jeder, der schreibt, sollte meiner Ansicht nach die Grundgesetze der Entwicklung kennen und ganz bestimmte Entwicklungsgesetze sehr genau kennen, z. B. die heute bei uns in der DDR ganz entscheidenden Entwicklungsgesetze, die der sozialistischen Ökonomie.

In Westdeutschland leben doch sehr talentierte Schriftsteller.

Böll zum Beispiel hat ein sehr großes Talent, und doch glaube ich, daß sein „Billard um halb zehn“, gegenübergestellt mit der „Entscheidung“ von Anna Seghers, den Vergleich nicht aushält, allein von der Konzeption her, von der Größe der Fragestellung usw.

Ich bin davon überzeugt, daß der große Roman über das Deutschland unserer Tage, über das Deutschland in der Mitte unseres Jahrhunderts, nur von einem Kommunisten geschrieben werden kann, der ein sehr großes Talent haben muß.

DER GETEILTE HIMMEL

Christa Wolf: Der geteilte Himmel, Erzählung, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1963, 293 Seiten, Preis 6,50 DM.

Es wäre zwar falsch zu sagen, es geschehe nicht viel in der Erzählung, doch eines ist sicher: Aus der äußeren Dramatik der Handlung bezieht sie ihre Spannung kaum. Es sind keine uns überraschenden, außergewöhnlichen Ereignisse, die sich vollziehen. Auch der Ausgang der Erzählung ist dem Leser von Anfang an bekannt, und er betrachtet zudem das Geschehen — mit den Augen des Mädchens Rita — aus abklärnder zeitlicher Distanz.

Wenn diese Geschichte, die Geschichte der kurzen Liebe zwischen Rita und Manfred, dennoch so erregend ist, dann mag das davon zeugen, wie sehr es der Autorin gelungen ist, eine Alltags-Oberfläche aufzuwühlen und die darunterliegenden Konflikte, widerstreitende Gefühle und Gedanken so zu gestalten, daß man sich ihrer Dramatik nicht entziehen kann. Es ist die Dramatik des Wahrhaften, die die Schriftstellerin in den Beziehungen der beiden Liebenden und der sie umgebenden Menschen zu entdecken und mit viel Einfühlungsvermögen, mit viel Poesie zu gestalten weiß. Es ist die Dramatik des langsame und sprunghaften, mühsamen und so widersprüchlichen inneren Wachstums des Menschen unserer Jahre — hier der Jahre 1969 und 1961, der Zeit vor dem 13. August eben dieses Jahres.

Rita, verlobt in den Chemiker Manfred Herrfurth, der in einem Institut an seiner Dissertation arbeitet, folgt ihm — erwartungsvoll, doch nicht ohne Scheu, herausstretend aus einem einförmigen Leben — in die Universitätsstadt, um Lehrerin zu werden und zunächst bis zum Beginn des Studiums in der Waggonfabrik zu arbeiten. Hier, ähnlich wie später an der Universität, stürzt viel Neues, Problematisches auf sie ein, sie lernt Menschen im Widerstreit zwischen Eigenem und gesellschaftlicher Verantwortung, zwischen blindem Eifer und ehrlicher Sorge, zwischen Trägheit und Unrast kennen.

Raflos ist sie über die Zerwürfnisse in der Brigade, aber sie bewundert Rolf Meternagel. Vor ihren Augen halte ein Mensch einen Pakt auf sich genommen, von niemandem gezwungen, nicht nach Lohn fragend, hatte einen Kampf begonnen, der fast aussichtslos schien. ...

Sie fragt sich, warum einer so werden kann, wie ihr Mitstudent Mangold, voller Zitate, aber nicht fähig, sich in einen Menschen hineinzuversetzen; doch ist da auch einer, der sie und ihre Freundin vor falschem Urteil bewahrt, der Geschichtsdozent Schwarzenbach:

Die Partei war nachsichtig und gefühlig mit uns, wenn auch ausprüchelnd. Seitdem halte ich etwas von diesen Eigenschaften: Nachsicht, Geduld, Revolutionäre Eigenschaften. Genosse Mangold. Sie waren nie darauf angewiesen?

Sie empfindet Abscheu vor dem zu Hause wie als kaufmännischer Direktor im Werk unaufrichtigen, charakterschwachen Vater Manfreds, aber da ist auch Wendland, der junge Werkleiter, der eine große Verantwortung mit einer bewundernswürdigen Gelassenheit und Zuversicht trägt.

Wenn Rita auch nicht alles beurteilt — sie wird ergriffen; wenn sie auch oft ratlos ist — sie sucht nach Rat; und sie beobachtet an sich selbst, daß ihre eigene Mutlosigkeit in Ungeduld umschlug.

An diesem Punkte liegt der feine Riß zwischen ihr und Manfred, den sie erst nur unbewußt, dann aber immer wieder und immer deutlicher wahrnimmt. Er nimmt das Raube, Unfertige, der neuen Wirklichkeit für ihr Wesen, unfähig, das zu sehen, was Rita von Tag zu Tag besser begreift oder zumindest richtig fühlt, und bel ihm schlägt das Nichtverstehen in Skepsis und Resignation um. „Du kennst das Leben nicht“, sagt er, sie zur Gleichgültigkeit anhaltend, ihre Ungeduld dämpfend, weil er

es selbst nicht kennt, sondern nur überdimensional das Alte, das dem Neuen anhaftet, nur das Schlechte, Niedrige im Menschen — genährt nicht zuletzt durch eine Atmosphäre der Unaufrichtigkeit im Elternhause. Vergebliche Mühe sei es, so meint er. Moral in die Welt bringen zu wollen. Einzig vernünftig sei es, den Kopf einzuziehen und alle Ideale fahrenzulassen und keine Kraft und Leidenschaft an Unabhängiges zu verschwenden.

Kann ihre Liebe diese Belastung durch solche entgegengesetzte Lebenshaltungen tragen?

Als Manfred — ausschlaggebend beeinflusst durch die gewiß unvermeidliche Ablehnung eines wissenschaftlichen Projekts, für das zu kämpfen er nicht die Kraft aufbringt — den Schritt in die andere Welt geht, tut er es in dem Glauben, daß ihm Rita folgen wird. Und als sie am Sonntag vor dem 13. August 1961 zu ihm nach Westberlin fährt, weiß sie selbst noch nicht, ob sie ihm folgen oder zurückkehren wird. Doch da es ihr hier unmöglich ist, die Gegensätze — wie sie es bisher tat — zu übersehen, zu vergessen, hinwegzuwünschen; da sie spürt, wie sehr sie aneinander vorbeireden, wie sehr ihre Gedanken in verschiedenen Sphären kreisen, fühlt sie, daß sich der Himmel über ihnen geteilt hat und trifft ihre Entscheidung. Die Liebe — ohne innere Wahrheit ein Selbstbetrug — konnte nicht stärker sein als die tausendjährige Bindung an das, was sie in der kalten Fremde als besonders heiß und nah empfand.

Da Christa Wolf in ihrer Erzählung vor allem Wissenschaftler und Studenten gestaltet, ist es die Sache nicht nur von Literaturwissenschaftlern, sondern von Universitätsangehörigen überhaupt, wohl mehr als anderer, diese Geschichte, ihre Wahrheit und deren künstlerische Meisterung, zu beurteilen.

Ein beeindruckender Vorzug der Erzählung ist ohne Zweifel die künstlerisch gelungene Glaubwürdigkeit der einzelnen Charaktere und der Motive ihrer Handlungen. Die Trennung von Rita und Manfred, Ritas Entscheidung ist kein willkürlich, gleichsam vom Schriftsteller vollzogener Akt, sondern wächst organisch, man kann fast sagen vom ersten Tag ihrer Begegnung an. Man sehe sich die Stufen von Ritas Erkenntnis an, daß ihre Liebe sinnlos ist:

Ehe er es mir sagte, kam ich nie auf die Idee, daß wir in eine ungenutzte Zeit hineingeboren seien. Er dachte sich manchmal Veränderungen aus: Hundert Jahre früher wollte er leben oder hundert Jahre später. Ich spielte dieses Spiel nie mit, und er warf mir Mangel an Phantasie vor. ...

Dann, an dem Abend bei Manfreds Professor, als sie auf entgegengesetzte Dinge ihr Glas erheben — er „auf unsere verlorenen Illusionen“ und sie „auf alles, was wir lieben“ — da wünscht sie sich, die Zeit möge stillstehen.

Und später, als er ihr an einem Beispiel seinen Unglauben an die Aufrichtigkeit des Menschen zu begründen sucht: Ich müßte ihm widersprechen. ... Aber was soll ich sagen? Ich nütze ihm nichts. Jetzt müßte ich älter sein, dächte ich unglücklich.

Ich weiß nicht, wann wir aufjagen, auseinander vorbeizurufen, überlegte sie zurückblickend. Die ersten Zeichen muß ich übersehen haben. Ich war seiner zu sicher geworden. Ich betrug mich, indem ich mir immer wiederholte: Was auch geschehen mag, wir lieben uns. Ich gab ihm Grund, daran zu glauben — was auch geschah.

Dann kommt die bange Frage, für welche Schicksalsfälle Liebe Sicherheit geben können, und die Furcht, ihn zu verlieren: Wir sind gegen nichts gefeit. Wir sind allen Gefahren genauso ausgesetzt wie andere Leute. Uns kann alles passieren, was anderen passiert.

Das alles hatte sie schon mehr oder weniger gedacht und gefühlt, zu vergessen gesucht und immer von neuem befürchtet,

bevor sie sich in Westberlin die Frage vorlegt, ob es denn ungewöhnlich sei, wenn ein Mädchen seinen Liebsten verlor, und sie sich, abgestoßen von dem fremden Leben in der fremden Stadt, für das lebendige Leben entscheidet, dessen Probleme sie selbst hierher mitgebracht hat.

Fast kurios ist diese kleine Szene, als sie — mit Manfred in einem Westberliner Café sitzend — von ihrer Brigade aus dem Waggon-Werk erzählt, von Meternagels Anstrengungen, das Prinzip ehrlichen Arbeitens mit Macht durchzusetzen:

„Sogar der Parteisekretär nahm ihn mit“, sagte sie zu Manfred, während er über die Suppe hinstellte. „Er sagte: Ich mir deinen Übersetzungen auf. Du treibst mir die Leute nach dem Westen.“ „Rita!“ flüsterte Manfred. „Um Gottes willen — nicht so laut!“

„Ach so“, sagte sie und sah ihn gründlich an. „Du hast dich aber auch verändert.“ Hier wird am besten deutlich wiederholt sich Rita entwickelt hat: Noch ist sie mit vielen Problemen nicht fertiggeworden, aber stark sind schon die inneren Bindungen an dieses Leben.

Daß der Mensch veränderbar ist, ist bei Christa Wolf keine leere Behauptung, sondern ein künstlerischer Beweis — ein Beweis, der die von literaturwissenschaftlicher Seite warnend erhobenen Einwände gegen die Darstellung ideologischer Veränderungen im Alltäglichen ad absurdum führt.

Dennoch erschöpft sich die Wahrheit der Erzählung nicht in der wahrhaften Darstellung der einzelnen Charaktere, ihrer Widersprüchlichkeit, ihrer Entwicklung und der Glaubwürdigkeit ihrer Handlungen. Mit Recht beschreibt Dr. Streller Christa Wolfs Erzählung als ein „Gespräch mit Peter Hades“. Die Sorgen und die Macht, wozu die Wahrheit des Genies bei der estieren berechtigt, die wir in dem Theaterstück ungeachtet der Wahrheit von einander vermissen müssen.

Auch Christa Wolf zeigt uns nicht vereinfachtes, unvollkommenes, Borniertes, sondern die beherrschte es die Szene, aber wenig wie im Leben. Sie sieht das, was die Wirklichkeit mit wissenschaftlicher Einsicht in den Gang der Dinge und somit parteilich betrachtet. Im richtigen Licht, sieht mehr, daß die Schwarzenbachs stärker sind als die Mangolds, daß die Einsicht des Meternagels letztlich nicht zu verstehen können, daß ein Mann (Manfreds Mitarbeiter) sich durchsetzen wird, wenn es darum geht, ein neues wissenschaftliches Verfahren in die Produktion einzuführen. Das ist die Wahrheit des Lebens, und nur die Literatur kann wahr sein, die das ausspricht. Christa Wolf hat deshalb keinen Grund — wie Hacke (Manfred Herrfurth) — vor Unzulänglichkeit der Gegenwart resignierend auf eine vollkommene ferne Zukunft zu hoffen. Diese Zuversicht in die Gegenwart nicht zu tun hat mit Vereinfachung und Verweigerung der Komplexität, sondern kann sich jeder beim Lesen der Erzählung selbst überzeugen. Aber man halte die Sorgen und die Macht und den „Geteilten Himmel“ nebeneinander, und man wird sehen, warum technische Brillanz und stilistische Raffinesse nichts taugen, was das Ganze nicht wahr ist, und wie sehr das dererreich die künstlerische Meisterschaft befeuert und in der Lage ist, der Wahrheit über unser Leben, der Veränderbarkeit des Menschen zum Guten Ausdruck zu geben.

Das ist es, was dazu berechtigt, Christa Wolfs Erzählung, dieses jüngste Kind unserer verheißungsvollen und in vieler Hinsicht spielerisch zu bezeichnen.

Anmerkungen:
1) Vgl. Prof. Dr. Rödel: Die Welt verändert sich — der Mensch auch, UZ, Nr. 11/12 vom 1. 5. 1963.
2) Dr. Streller: Richtige Maßstäbe für unsere sozialistische Gegenwartsliteratur, UZ Nr. 2 vom 23. 4. 1963.



unserem Lande der Sozialismus schon eine Kraft geworden ist, inständige, Menschen zu bilden. Das ist eine Erfahrung, die weit über Eindrücke — sagen wir aus einer Brigade — hinausgeht. Aber man gewinnt diese Erfahrung eben nirgends deutlicher als im Produktionsbetrieb, weil man hier am klarsten erleben kann, wie sich die durchschnittlichen Schichten unseres Volkes in den letzten 15 oder 20 Jahren entwickelt